

Kathartische Klänge

Die Basler Madrigalisten und das Ensemble Phoenix Basel gastierten im Zürcher Kunsthaus mit der «Missa Nova» von Lukas Langlotz.

Hochkonjunktur hat Goethes Gretchenfrage keinesfalls. Zu geschwächt ist der Glaube, zu wenig Antworten hat die Kirche auf die drängenden Fragen heutiger Zeit. Dem enthemmten «Heuschrecken»-Kapitalismus hat sie ebenso wenig entgegenzusetzen wie der nach wie vor eklatanten Aids-Ausbreitung in Afrika, der durch ein Kondomverbot wohl nicht beizukommen ist. Dass die unsäglichen Skandale um Kindesmissbrauch einen weiteren Vertrauensverlust bedeuten, steht fest. Glaube kann man heute kaum noch, zumindest nicht an die Kirche.

Der 1971 in Basel geborene Lukas Langlotz weiss das. Ihn interessieren nicht «Religion im institutionellen Sinne, sondern Erfahrungen, die man als religiös oder transzendent bezeichnen könnte.» In Kamerun hat er erlebt, wie ein Pfarrer dem hebräischen *Buch Kohélet* geradezu anarchistisch-revolutionäre Seiten abgewann. Vieldeutigkeit und Gegensätze erblickt Langlotz auch in dem seiner *Missa Nova* zu Grunde liegenden Ordinarium *Missae*. Ihm geht es um grosse Themen, um das im Text angesprochene «Dogma gegenüber dem

sich wandelnden menschlichen Bewusstsein» oder um «Glaube als Ausdruck eines Urvertrauens gegenüber einem Glauben, der sich aus der Angst heraus nährt.»

Keine Dekonstruktion

Lukas Langlotz belässt die Messtexte so, wie sie sind. Nicht anders als Giovanni Pierluigi da Palestrina, Guillaume de Machaut oder Ludwig van Beethoven folgt er dem Ordinarium mit einem *Credo* im Zentrum. Langlotz ist kein verbissener Avantgardist, der Sätze oder Wörter asemantisch oder im Sinne einer inhaltsbefreiten Lautpoesie verwendet, selbst wenn er im abschliessenden *Agnus Dei* Begriffe isoliert und von einzelnen Gruppen der Basler Madrigalisten intonieren lässt. – Verständlichkeit steht im Vordergrund, unterstützt durch die feine und wohl einstudierte Interpretation des erfahrenen Gesangsensembles, dem die *Missa Nova* auf den Leib geschrieben scheint.

Klarheit, Transparenz, ja Transzendenz äussert sich auch in der Musik. Von den Doktrinen der Neuen Musik, vom Komplexitätszwang, von der Geräuschkomposition und dem Tonalitätsverbot, hat Lukas Langlotz sich schon vor mehr als zehn Jahren verabschiedet. Seine Rhythmik ist gerade heraus. Im 4/4-Takt notiert er seinen eröffnenden *Introitus*

sowie das *Credo*. Unnötig geschwärzt ist die Partitur an keiner Stelle. Zierrat, Ornamentik, das scheut Langlotz wie der Teufel das Weihwasser.

Sehr geschlossen kommt die Musik daher, in engem Ambitus verklammert er die von Jürg Henneberger bedachtsam geleiteten Interpreten des Ensemble Phoenix Basel mit den Basler Madrigalisten. Ein geistlicher Charakter ist unüberhörbar. Grüblerisch klingt es oft, gravitatisch tiefenlastig, mystisch, vielleicht eine Spur zu introvertiert (lediglich in einer rein instrumentalen *Meditatio Secunda* wird es dynamisch-expressiv). Langlotz bevorzugt flächige Klänge und beweist ausserordentliches Geschick in seinen Instrumentationen: Fahle Flageolets der Streicher kombiniert er mit tiefen Liegetönen des Akkordeons, dann wieder schmiegen sich die Sänger eng an Cello und Bratsche an. Mikrotonale Verschleierungen geben der Musik stets etwas Irritierendes. Das, was zuerst deutlich wirkt, erweist sich im Innern als fein abgestuft, lebendig.

Zeiterfüllung

«Im Zeitlichen liegt der Hund begraben», äusserte Langlotz einmal. Leicht ist das gesagt, zumindest leichter als die gelungene Zeiterfüllung in einer Komposition erreicht wird. Aber gerade hier beweist der beim – gemeinhin weit unterschätz-

ten Basler Komponisten – Rudolf Kelterborn Unterrichtete enormes Feingefühl. Wenn im *Kyrie* die Madrigalisten immer wieder eine abfallende Figur intonieren, so sind das keine vergeblichen Mühen, sondern sicher gesetzte Wiederholungen fernab jeglicher Aufdringlichkeit. Und wenn einzelne musikalische Gedanken in durchaus traditioneller, motivisch-thematischer Manier durch das Instrumental- und Vokalensemble wandern, so weiss Langlotz genau, wann etwas ausgepresst ist, wann sich also etwas erschöpft hat und Neuem Platz machen muss.

Handwerk ist nicht alles. Es bleibt die Frage nach der Aussage seiner *Missa Nova*. Verstört ist man von ihr nicht, es gibt keine musikalischen Widersprüche, keine überraschenden Rätsel. Aber vielleicht ist fernab einer zu oft verspannt-sophistischen Sinnsuche in Neuer Musik etwas ungleich höher zu Schätzendes gelungen: eine Stunde introvertierter musikalischer Meditation über ein Sujet, das im Laufe der Geschichte einigen Ballast anlegte. Langlotz erleichtert den Text und zugleich die – leider schon traditionell wenigen – Hörer im Vortragsaal des Kunsthauses, die sich mehr als eine Stunde hineinbegeben konnten in geradezu kathartisch reinigende Klänge.

Torsten Möller

Ein attraktives Sprungbrett für junge Talente

Der internationale Concours Reine Elisabeth ist auch nach über 50 Jahren ein attraktives Sprungbrett für junge Hochbegabte.

Ursprünglich wurde der Wettbewerb alle drei Jahre für Klavier durchgeführt. Einer der Preisträger aus der Anfangszeit war Vladimir Ashkenazy, der als Träger des ersten Preises seine Weltkarriere damit lancierte. Später kamen Violine und Gesang dazu, und inzwischen findet der Concours jedes Jahr in wechselnder Abfolge für diese drei Sparten statt.

Laufbahnen ebnen

Der Concours Reine Elisabeth ist in seiner Ausrichtung sowie aufgrund des äusserst anspruchsvollen, breiten Repertoires, das über die drei Runden verlangt wird, auch heute noch einer der führenden internationalen Wettbewerbe. Zudem ist er als nationales belgisches Ereignis gut in der Bevölkerung verankert, wird doch der seinerzeit vom belgischen Königshaus mitinitiierte Concours auch heute nach wie vor stark von diesem mitgetragen. Die Kombination von grosser Medienpräsenz sowie Einbezug der Gesellschaft in den im-

mer im Frühsommer stattfindenden Concours ergibt eine hervorragende Gesamt-Positionierung in der dichter werdenden Wettbewerbs-Landschaft.

Den Teilnehmenden, die nicht bis ins Finale kommen, werden Workshops und Meisterkurse angeboten, die von der 12 bis 14 Mitglieder zählenden, jeweils neu zusammengesetzten Jury veranstaltet werden. Viele Jury-Experten waren einmal selber Gewinner.

Die Finalisten erhalten neben Preisgeldern und Spezialpreisen zahlreiche, für die Praxis unschätzbar wertvolle Auftrittsmöglichkeiten im Rahmen von Rezitals und Orchesterkonzerten in Belgien und weiteren Ländern. Und dank der entstehenden oder bereits bestehenden Vernetzungen mit zum Wettbewerb eingeladenen Agenturen und Konzertveranstaltern ergeben sich für obsiegende Teilnehmende in den folgenden Jahren oft Auftrittsmöglichkeiten, die ihnen eine erfolgreiche zukünftige Laufbahn ebnen.

Voraussetzungen schaffen

Es fällt auf, dass in den Finals regelmässig viele Musikerinnen und Musiker aus Osteuropa und Asien (Südkorea, Japan, China) vertreten sind. Sogar solche aus

dem amerikanischen Kontinent haben oft einen asiatischen Familienhintergrund. Das bei solchen Kandidaten aus ihren Biografien ersichtliche frühe spitzenorientierte Training für eine internationale Solistenkarriere steht im Widerspruch zum Musikschulwesen in vielen westlichen Ländern, das nicht nur die Besten fördert, sondern einen breiter orientierten Kultur- und Bildungsauftrag wahrnimmt. Im harten internationalen Vergleich sind darum Kandidaten aus solchen Ländern, trotz eigentlich besserer Verwurzelung in der klassischen Musik und ihrer Kultur, oft in der Minderheit. Eine ähnliche Ausgangslage besteht ja auch bei der Neubesetzung von Orchesterstellen in Europa und Amerika. Trotzdem beweisen Gewinner und Preisträger vorderer Plätze u.a. aus Deutschland, Belgien und den Niederlanden, dass es möglich ist, sich einem ganz anders ausgerichteten Förderungssystem gegenüber – wie es im ehemaligen Ostblock und in Asien existiert, wo es dafür weithin an einer Amateurszene auch im Erwachsenenalter fehlt – zu behaupten. Auch zwei Schweizern ist es in der langjährigen Geschichte des Wettbewerbs gelungen, Spitzenplätze zu erreichen:

dem vor einigen Jahren verstorbenen Pianisten Karl Engel in den 50er-Jahren (2. Preis) und 2007 dem jungen Pianisten Francesco Piemontesi, der den 3. Preis gewann.

Um heute auch in der Schweiz gegen eine starke Konkurrenz bestehen zu können, braucht es wohl aber, neben einer hervorragenden Technik, ähnlich wie im Sport einen zielgerichteten Aufbau und die spezifische, konsequente Förderung von erkannten Talenten auf eine internationale Karriere hin. (Man vergleiche etwa die Erfolge der Schweizer Fussball-Junioren an internationalen Turnieren.) Und es braucht zudem die Möglichkeit, sich regelmässig im internationalen Austausch zu begegnen und zu messen. Es wäre auch zu prüfen, ob der Musikunterricht im Jugendalter und die Berufsausbildung im Hinblick auf die unterschiedlichen zukünftigen Berufsfelder – Solistentätigkeit, Berufssorchester, Musikschullehrer-tätigkeit – nicht noch im praxisbezogenen und realitätsnahen Sinne optimiert werden könnten.

Weiterführende Informationen zum Wettbewerb und den Preisträgern 2010: > www.cmireb.be

Martin Studer